

Die Schweiz wird deutscher

Sie beeinflussen, welches Brot beim Beck in den Regalen liegt und was im «Hirschen» auf die Menükarte kommt. Sie prägen unsere Feste, und sie sind dafür verantwortlich, dass wir statt «gumpe» immer häufiger «springe» sagen. Wie die 225 000 Exil-Deutschen in der Schweiz die Alltagskultur verändern. *Von Carole Koch*

Die Körner waren nicht gemahlen, sogar die Streusel fehlten – als Ulrike Junge zum ersten Mal in einen Zürcher Mohnkuchen biss, dachte sie: «Des schmeckt ja wie Vogel-fudder.» Also bat die Verkaufsleiterin der Globus-Delicatessa Bäckermeister

Kolbe von Zittau nach Kilchberg, um ihrem Lieferanten, Bäcker Känzig, zu zeigen, wie man «so e Kuche» macht. In der Oberlausitz, Junges Heimat, ist Mohnkuchen mit Streusel nämlich so etwas ist wie die Bratwurst in St. Gallen. Und wenn «Muddi» früher freitags backte, durfte sie jeweils die Schüsseln ausschlecken.

Bei Globus ist der Kuchen ihrer

Kindheit inzwischen ein Bestseller geworden. Schliesslich haben auch andere deutsche Zuzüger gerne einmal ein Stück Heimat im Bauch. 28 296 sind es in Zürich, rund 225 000 im ganzen Land, die mit ihrer germanischen Eigenart die helvetische prägen. So wie etwa die Italiener mit Pasta, Stil oder Italianità. Nur anders eben.

Hm, nordischer? Schwer zu sagen,

wie die neue deutsche Welle die Swissness verändern wird. Kulturen sind im Zeitalter der Globalisierung sowieso Melting Pots. Und die Deutschen ja längst nicht die einzigen Zuwanderer. Fest steht aber: «Germanità» hält Einzug. Man muss bloss einmal darauf achten.

Beim Einkaufen zum Beispiel. Schliesslich sind die existenziellsten Heimwehwechen die kulinarischen. Keine Sorge, sie sind alle da, die Stützen der deutschen Essgesellschaft: Vom «Tannenzäpfle» bis zum «Schlenkerla», 14 deutsche Biermarken finden sich bei Coop in den Regalen. Ebenso die Münchner Weisswurst. Bei Migros die Nürnberger Rostbratwurst. Und die fleischgewordene Ikone der deutschen Alltagskultur: die Currywurst. Auch die bayrische Apfelschorle ist heimisch geworden, als Produkt der Most-Marke Ramseier. Und in Bäckereien machen sich zwischen Ruchbrot oder Focaccia säuerliche Schöpfungen breit, bei Gnädiger in Zürich etwa als «Deutsches Sauerteigbrot» oder «Norddeutsches Schwarzbrot». Kaum etwas nämlich bläht sich in der Sehnsucht deutscher Zuwanderer mehr auf als Brot. Brot ist da schliesslich nicht gleich Brot. 300 Sorten sollen es sein, 20 Vollkorn, 10 Laugen – da muss sich niemand fragen, warum es nirgends mehr Brotmuseen gibt als ennet dem Rhein.

«Bis in die Puppen»

Wo Brot ist, wird gefrühstückt. In Deutschland «bis in die Puppen». Was so viel heisst wie sehr lang, ein Frühbis Spätstück. Nachmittags im Café Eier ordern? In Hamburg oder Berlin gang und gäbe, vor zehn Jahren schon. Inzwischen frühstückt man auch in hiesigen Städten deutscher – ausgiebig, auswärts, zumindest an den Wochenenden. Schweizer werden jetzt sagen: He, wir haben schon gebruncht, bevor die Deutschen kamen. In der Tat, am Buffet, à discrétion. Beim Erfinden des Konzepts Frühstücksteller aber, «Kater» mit Eiern und Speck zum Beispiel, da waren sie nun einmal schneller.

Übrigens, auch die anderen Mahlzeiten werden germanischer. Insbesondere in Hotelküchen wie dem Zürcher «Dolder Grand» oder dem Luzerner «Palace», wo deutsche Köche die Löffel schwingen. Welche Auswirkungen das auf unsere helvetisch-französisch-italienische Cuisine haben mag? Schwerwiegende wahrscheinlich.

Dass die neuen Chefs aus einem gastronomischen Niemandsländ stammen, soll aber gerade ihr Vorteil sein: «Vielleicht konnten sie sich freier entwickeln und sind weniger befangen, Produkte und Techniken aus anderen Kulturkreisen mit Eigenem zu vermischen», meint Gastroteur Jean-Luc



Deutsche Passion Stadt-Sandstrand: Neu auch in Basel und in Zürich.

Ingold. Auf dem Teller schlägt sich das etwa als geschmorte Kalbshaxen mit experimentellen «A parts» nieder.

Ganz üblich, dass Migranten in der Fremde ihre Gepflogenheiten kultivieren, sagt Gianni D'Amato, Professor am Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien der Universität Neuenburg. Sieben Stadien der Integration werden in der klassischen Soziologie unterschieden: vom Sich-Einleben über die Jobsuche bis zur Beteiligung am politischen Leben.

Früher galt: Je mehr sich die Einwanderer der Kultur der Einheimischen anpassen, desto mehr verschwindet die eigene. Heute hingegen, so D'Amato, muss dieses einseitige Verständnis von Integration differenziert werden, weil die Distanz zum Herkunftsland bewältigbar, die Heimat dank den Medien allgegenwärtig ist. Zuwanderer gliedern sich schnell ein, finden Jobs, während sie sich kulturell kaum von ihrer Herkunft entfremden, Gewohnheiten beibehalten, im Familienleben oder in der Freizeit.

Lustig. Trallala

Im Falle der Deutschen wäre das – «Feiern». «A Mass» trinken. Oder ein paar. Lieder singen. Lustig. Trallala. Hicks. So feiert München, so feiert Mallorca und nun auch Basel, Bern, Luzern und Zürich – jede dieser Städte hat inzwischen das eigene «Wiesn-Gaudi». Im Vergleich zum Schweizer Festen sind da doch Unterschiede: «Party machen ist harte Arbeit und irgendwie wie Kirchgang», schreibt Journalistin Katrin Wilkens in ihrem Buch «50 einfache Dinge, die typisch deutsch sind». Sie sind eben ein pflichtbewusstes Völklein. Und ein geselligeres als wir. Wer hätte schon

gedacht, dass Kuscheipartys in Deutschland äusserst beliebt sind? Doch, doch: Von Augsburg bis Wetzlar gibt es Abende der organisierten Zärtlichkeit, an denen man sich auf Matratzen lümmelt, in Kissen schmust. Und nein, keinen Sex hat. Gab's jüngst auch in Zürich und Bern. Aber keiner geht hin. Ausser Deutsche eben.

Anders als zu den «Ü-Partys», die mittlerweile auch im «Pascha» in Bützberg angekommen sind. Laut Wilkens ebenfalls eine Erfindung des Nordens: Da hoppelten, shakten, schunkelten die Ü wie über 25-, 30-, 40-Jährigen schon unter ihresgleichen, als in Bützberg noch niemand an altersgebündeltes Ausgehen dachte.

Die deutsche Festkultur hat aber auch eine ganz leise Seite. «La Playa» heisst sie in Leipzig, in Frankfurt «King Kamehameha», in Hamburg «Lago Bay» – Deutschland, ein einzig Land von Stadtstränden. Seit 2002, als Berlin den ersten eröffnete. Letztes Jahr gab es den ersten in Luzern, dann folgte Basel, jetzt Zürich. Das Konzept geht so: Wo Wasser ist oder auch nicht, karrt man Sand hin und macht einen auf «Bounty»-Werbung, sei der Wind noch so rau, die Temperatur noch so streng.

Womit wir bei einem anderen typisch deutschen Phänomen wären: dem Draussen-Sitzen. Und das, sobald sich ein halber Sonnenstrahl durch den Himmel zwingt. Buchautorin Katrin Wilkens erklärt es so: «Wir wollen so lässig sein wie Südländer und sind in diesem Bemühen ganz fürchterlich bieder-deutsch. Vielleicht ist unser Literaturmaskottchen Goethe schuld.» Für alle, die es irgendwie verpasst haben: Wolfgang von reiste nach Italien und liebte es sehr, was natürlich auch seinen Lesern nicht entgangen ist. So soll

Italien für Deutsche zum gelobten Land und das Freilüfteln zur Pflicht geworden sein.

Schleichende Germanisierung

Ist es vielleicht auch ein Zeichen schleichender Germanisierung, dass man auch in Bern häufiger auf dem Trottoir káfelet? Und in Zürich, wo die meisten deutschen Zuzüger wohnen, heute fast dreimal mehr Bewilligungen für den Boulevardbetrieb erteilt werden als vor zwanzig Jahren? «Geht's noch?», antworten Schweizer empört. «Ganz und gár nicht!»

Es ist eben doch so: Trotz all den schönen alltagskulturellen Beitrágen haben Schweizer weder Lust auf deutsche Immigranten, noch wollen sie von ihnen germanisiert werden. Und die «Germanophobia» ist auch kein Konstrukt der bösen Medien, wie immer wieder behauptet wird. Studien belegen: Die Deutschen sind unbeliebter als alle anderen westlichen Nationen, nur Muslime oder Russen haben ein negativeres Image.

Dazu muss man aber sagen: Egal wer, egal woher, in allen Perioden der Schweizer Migrationsgeschichte gab es Ressentiments gegen die Fremden. Auch die Italiener, die lieben: In den fünfziger und sechziger Jahren nannte man sie noch «Maccheronifresser». Spaghetti alla bolognese wurde im Menu eines «Hirschen» oder «Bären» erst selbstverständlich, als die Italiener mit den Anfängen der Fluchtmigration in den achtziger Jahren einen Imagewechsel erfuhren. Inzwischen aber ist die Schweiz auf «ihre Italianità» mindestens so stolz wie auf das Matterhorn. Zu einem der ganz grossen Aufreger im kulturellen Nord-Süd-Gefälle, der hochdeutschen Sprache: «Was wohl mit unserer Mundart passieren mag», ängstigen sich Schweizer, «wenn Deutsche sich ihrer bemächtigen und in ihrem Verkleinerungswahn Schwiizerli sagen oder Fránkli?» Nicht viel. Üblicher ist ja eher das Umgekehr-



Trend: Deutsches auf Schweizer Tischen.

te: Man spricht deutsch, beim Arbeiten, Einkaufen, Bier-Bestellen. Doch auch das hinterlässt Spuren. Britta Juska-Bacher, Germanistin am Deutschen Seminar in Zürich, weiss: Mundart passt sich dem Hochdeutschen an, seit dem 19. Jahrhundert schon. Zum Einfluss der neuen Zuwanderung gibt es zwar noch kaum Forschungen. Aber: Der Einzug des Hochdeutschen in den Alltag spielt eine Rolle, neben dem Lesen natürlich oder dem Fernsehen. Christoph Landolt, dem Redaktor des «Schweizerischen Idiotikons», fällt auf, dass seine in der Region Zürich ansässigen Neffen neuerdings «springe» statt «gumpe» sagen, wenn sie von der Schule nach Hause kommen, «Pferd» statt «Ross», «Früestück» statt «Zmorge». Auch hört er «sich prügeln» statt «schlegeln», «spucke» statt «spoize» und sogar «Schuelhoof» statt «Pauseplatz».

Mit den schönen neuen Worten zieht aber auch noch etwas anderes ins Land - «Preussen-Sound» nennt es

journalist Bruno Ziauddin in seinem Buch «Grüezi Gummihálse. Warum uns die Deutschen manchmal auf die Nerven gehen». Darum: «Wo krieg ich hier 'nen Zollstock?», fragt der Deutsche in der Ikea. - Die Schweizer Verkäuferin: «Block?» - «Ne, einen Zollstock!» - «Was für einen Stock, bitte?» - «ZOLLSTOCK, ICH WILL EINEN ZOLLSTOCK!»

Dieser Art der Gesprächsführung aber soll auch Gutes abzugewinnen sein, sagen zumindest Schweizer, die mit Deutschen arbeiten oder liiert sind. Zwischen den Zeilen lesen, Nebensätze interpretieren, Blicke deuten, alles, was Schweizer so gut können, wo Deutsche das Wort haben, ist damit aus die Maus.

Ikone des Bünzlitums

Kurzen Prozess machen sie, zum Glück, auch mit einer Ikone des schweizerischen Bünzlitums: der Waschküchenordnung. Unsere neuen Mitbewohner sind es nämlich gewohnt, mitsamt Küche und Waschmaschine zu zügeln. Waschen nach Plan finden sie gar nicht lustig. Sie wünschen die eigene Maschine, sagen Zürcher Makler. Und bekommen sie auch: Mittlerweile ist es nämlich so, dass jede neue Wohnung des halbwegs gehobenen Standards eine eigene hat.

Die germanische Eigenart prägt die helvetische, macht sie ein bisschen bierseliger oder brotlastiger, kuschlicher oder freilüftelnder, hochdeutscher oder direkter. Wer weiss, vielleicht wird Ulrike Junges Mohnkuchen, der eben nicht wie «Vogelfutter» schmeckt und sogar Streusel hat, ja irgendwann ein Klassiker auf dem Menu eines «Hirschen» oder «Bären».

Übrigens: Bäcker Kánzig aus Kilchberg hat nicht nur von Bäckermeister Kolbe aus Zittau etwas gelernt, sondern auch umgekehrt: wie man einen Schweizer Zopf backt. Den gibt's nun auch in der Oberlausitz. Bloss kommt er da nicht so gut an.